

## AUTOBIOGRAPHIE

Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion\*)

Von Franz K. Stanzel (Graz)

Es war ein kluger Kopf, der aussprach, was sich manche aufmerksame Leser von Literatur vermutlich nach der Lektüre eines anspruchsvollen Textes und einer anschließenden Äußerung seines Autors dazu gedacht haben mögen, nämlich, dass das Werk oft klüger ist als sein Autor. Dafür aber einen literaturwissenschaftlich schlüssigen Beweis zu liefern, wäre ein schwieriges Unterfangen. Es wäre anhand eines umfangreichen Textes, wie etwa eines Romans, in der Kürze, die hier geboten ist, kaum zu schaffen. Wie dabei vorgegangen werden könnte, sei daher an einem poetischen Kurztext zu veranschaulichen versucht, an einem „found poem“, einem vorgefundenen Gedicht, wie die sinngemäße deutsche Übersetzung lauten müsste. Die Gattung ist uns aus der Blütezeit der Konkreten Poesie bekannt, als etwa auch Handke, allerdings nicht sehr überzeugend, sich in dieser Gattung versuchte (›Die Aufstellung des 1. F. C. Nürnberg vom 27. Januar 1968‹ in ›Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt‹). Ein erfolgreicherer und in seiner treffsicheren Prägnanz überzeugenderes Beispiel stammt von dem Kanadier Eli Mandel. Er fand in einer Tageszeitung folgende Kurznotiz über einen wenig beachteten Zwischenfall vor dem Parlament in Ottawa: „Man throws himself onto Ottawa’s eternal flame, suffers superficial burns“. Entsprechend den strengen Regeln für „found poems“ änderte er kein Jota an dem Text, arrangierte aber sein Druckbild in der Art gebundener Dichtung in Strophenform mit Linksbündigkeit und markantem Verssprung:

NEWS ITEM  
man throws himself onto  
Ottawa’s eternal flame  
suffers  
superficial burns

(Toronto Star, Oct. 23, 1970)

Sicher hat der Verfasser der Schlagzeile nicht bedacht, was eventuell ein nicht-kanadischer Leser denken mag, der mit diesen Zeilen im Kopf von Ottawas wuchtig-

---

\*) *Vortragspublikation aus der Gesamtsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, am 19. Januar 2007. (Konvertierung der Druckvorlage in die Neue Rechtschreibung durch Redaktion) (Red.)*

monumentalem Mahnmal an die drei Kriege, an denen Kanadier im vergangenen Jahrhundert teilgenommen haben (Erster und Zweiter Weltkrieg und Koreakrieg), dann zu dem sehr bescheidenen Monument der kanadischen Einheit, der „Eternal Flame“ vor dem Parlamentsgebäude, kommt. Die riesige Erstreckung Kanadas über einen ganzen Kontinent und die daraus erwachsende stete Bedrohung seiner Einheit auf Grund der ethnischen, geographischen und klimatischen Diversität lässt ein Gebilde erwarten, das die Monumentalität des Kriegsmahnmals noch übertrifft. Doch die Ausmaße des kleinen Rundbrunnens, eingerahmt von den Wappen der Staatsprovinzen des Landes, aus dessen Mitte eine kleine Flamme züngelt, enttäuschen solche Erwartungen schwer. Mit dem Bild der Mikrofontäne vor Augen wird in Eli Mandels „found poem“ der übermarkierte Versprung zwischen der Ein-Wort-Strophe „suffers“ und der Schlusszeile mit der Benennung der minimalen Folgen des Selbstmord(?) -Versuchs zu einem sarkastischen Kommentar über die Diskrepanz zwischen dem hohen national-symbolischen Anspruch des Monuments und der politischen Realität des Staates Kanada. Es scheint daher die Frage berechtigt, welcher Anteil an dieser poetischen Aussage von politischer Aktualität der Intention des Verfassers, wie viel der Leistung der poetischen Form zuzuschreiben ist?<sup>1)</sup>

Eine weitere Vorüberlegung bringt uns unmittelbarer zur zentralen Frage dieses Beitrages, der (textgenerierten) Fiktionalität in der Gattung Autobiographie. Hier wirft nämlich die in Hinblick auf eine selbsterzählte Lebensgeschichte gesteigerte Lesererwartung, diese verspreche historische Authentizität, die Frage auf, wieweit die Narrativität eines solchen Textes diese Erwartung überhaupt zu erfüllen vermag. Eine grundsätzliche Überlegung zur Sinnbildung in literarischen Texten könnte man nämlich in Anlehnung an Heinrich von Kleists klassische Formulierung so ausdrücken: Schreiben wir immer, was wir denken, oder denken wir nicht oft, was wir schreiben?

Seit einigen Jahren hat sich das Interesse der Erzählforschung sehr stark der Gattung Autobiographie zugewandt. Dabei bildet der Unterschied zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen einen Hauptansatzpunkt.<sup>2)</sup> Es ist bemerkenswert, dass dieser Fragestellung sowohl von literarischer wie auch von historiographischer Seite nachgegangen wurde. Es sind vor allem die Arbeiten von A. C. Danto, Hayden White, Reinhart Koselleck u. a.<sup>3)</sup> Es mag ein Zufall sein, dass wenig später ein Autobiographie-Boom zu verzeichnen ist, zu dem bisher auffälligerweise viele (auch angehende) Octogenarier die meistdiskutierten Beiträge lieferten: Sebastian Haffner, M. Reich-Ranicki, Günter Grass, Joachim Fest, Peter Wapnewski, Ralph Dahren-

<sup>1)</sup> Vgl. meine ausführlichere Interpretation: ›Texts Recycled: ‘Found’ Poems Found in Canada‹, in: *Gaining Ground. European Critics on Canadian Literature*, hrsg. von R. KROETSCH und R. M. NISCHIK, Edmonton 1985, S. 91–106.

<sup>2)</sup> Eine der neuesten Arbeiten über dieses Thema, die auch eine ausführliche Bibliographie der umfangreichen Sekundärliteratur darüber enthält, ist MARTIN LÖSCHNIGGS ›Die englische fiktionale Autobiographie. Erzähltheoretische Grundlagen und historische Prägnanzformen von den Anfängen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts‹ (= ELK 21), Trier 2006.

<sup>3)</sup> Vgl. dazu DORRIT COHN, ›Historisches und literarisches Erzählen‹, und F. K. STANZEL, ›Historie, historischer Roman, historiographische Metafiktion‹, in: *Sprachkunst XXVI* (1995), S. 105–112 und 113–123.

dorf, Imre Kertész u. a. Was diese Lebensberichte in ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung über die Masse anderer Biographien hinaushebt, ist die Tatsache, dass ihre Verfasser alle einer Generation angehören, die mehr Umbrüche in politischer, sozialer und ideologischer Hinsicht zu bewältigen hatte als die ihr unmittelbar vorangehende und nachfolgende. Für sie scheint daher die Bezeichnung „Generation der Davongekommenen“ zuzutreffen. So verbrachten die meisten von ihnen Jahre in einer Formation der Hitlerjugend, wurden später als Schülersoldaten Flakhelfer, rückten freiwillig oder gezogen zum Wehrdienst ein oder aber überlebten die Zeit des NS-Regimes und des Krieges als rassisch oder politisch Verfolgte.

Rekapituliert man einmal die Daten eines etwa um 1925 in Österreich Geborenen, so wird das vielleicht noch deutlicher erkennbar als an der Lebensgeschichte eines Gleichaltrigen in Deutschland. Ein junger Österreicher in Wien, Linz oder Steyr wurde bereits als Volksschüler Zeuge von zwei Putschversuchen, jenes des sozialistischen Schutzbundes im Februar 1934 und im Juli desselben Jahres des nicht minder blutigen, der Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß folgenden Bürgerkrieges zwischen den Nationalsozialisten (SS in Wien, SA in Steiermark) und dem Bundesheer, unterstützt von Starhembergs Heimwehr. Je nach politischer Orientierung seiner Eltern konnten sich daraus für den knapp Zehnjährigen mehr oder weniger gravierende Folgen für seine spätere politische Entwicklung ergeben. Vermutlich hat bei manchen, vielleicht auch vielen Jugendlichen, diese Erfahrung zu einer gewissen Relativierung des Wertes einer parteipolitischen Identifikation geführt, die es ihnen dann erleichterte, 1938, also nach der NS-Machtergreifung in Österreich, einer Organisation der Hitler-Jugend oder der NSDAP beizutreten. Alle diese Verbände hatten Angebote für Jugendliche zu machen, von denen ein junger Österreicher aus bescheidenen Verhältnissen nur träumen konnte: Motorradfahren, Reiten, Segeln, Abenteuerlager usw. Die politische Ideologisierung, die damit einherging, hatte daneben wohl nur geringes Gewicht. Aus dieser Sicht gelang vielen damals auch ein fast fugenloser Übergang zum Dienst in der Wehrmacht, als Freiwilliger oder auch als Wehrpflichtiger. Der Krieg erschien dem dann Siebzehnjährigen nach den kurzen und so erfolgreichen Feldzügen in Polen und Frankreich eine zwar aufregende, aber rasch vorübergehende Episode, enthielt aber zuvorderst das Versprechen für eine Fortsetzung der motorisierten Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Als es dann anders kam, war es zu spät für „second thoughts“! Wer überlebte, erfuhr neben dem Verlust von Angehörigen und Freunden Kriegsgefangenschaft und nachher die Herausforderung eines schulischen (Nachmatura) und beruflichen Neubeginns bei Null unter äußerst erschwerten Umständen.

Ich nenne diese Jahrgangskohorte die Generation der ‚Davongekommenen‘, weil sie buchstäblich zweifach davongekommen ist: Wegen ihrer Jugend bekamen sie weder in der Partei noch in der Wehrmacht höhere Funktionen übertragen, was sie in der Regel davor bewahrte, in die Untaten dieses Regimes aktiv involviert zu werden. Aber in erster Linie waren sie Davongekommene im wörtlichen Sinne, sie hatten das Gemetzel, dem so viele ihrer Gleichaltrigen zum Opfer gefallen waren, überlebt.

Wenn die wenigen noch lebenden Zeugen dieser Epoche jetzt ihre Lebensgeschichten veröffentlichen, so haben diese Autobiographien eine für die moderne

Zeitgeschichte nicht zu überschätzende Bedeutung. Die Literaturwissenschaft stellen sie aber vor die Aufgabe, bei der Interpretation dieser Zeitzeugnisse Hilfe bei der Klärung der Frage zu leisten, welche historische Authentizität diese Texte angesichts ihrer Narrativität als literarische Texte in Anspruch nehmen können. Die Diskussion über letztere Frage hat erst kürzlich viele Seiten des anspruchsvollen Feuilletons in deutschsprachigen Tageszeitungen gefüllt. Letzten Anstoß dazu gab 2006 das Erscheinen von ›Beim Häuten der Zwiebel‹ des Nobelpreisträgers Günter Grass. Die kritische Rezeption dieses Buches konzentrierte sich zunächst fast ausschließlich auf die Schilderung seiner Jugendjahre in Danzig, dann als Flakhelfer und schließlich als Panzergrenadier in einer – sich bereits in Auflösung befindlichen – Division der Waffen-SS an der Ostfront. Der von GRASS' Buch ausgelöste publizistische Wirbel verstellt den Blick auf die kurz davor oder danach erschienenen Autobiographien anderer Octogenarier, sodass sie nicht immer die ihnen als zeitgeschichtliche oder auch literarische Dokumente gebührende Aufmerksamkeit erfuhren. Dazu gehören etwa, um nur die bedeutendsten zu nennen, Sebastian Haffners ›Geschichte eines Deutschen‹ (2002), Ralf Dahrendorfs ›Über Grenzen. Lebenserinnerungen‹ (2002), Marcel Reich-Ranicki, ›Mein Leben‹ (2003), Peter Wapnewskis ›Mit dem anderen Auge. Erinnerungen 1922–1959‹ (2005) und Joachim Fests ›Ich Nicht‹ (2006).

Die Widersprüchlichkeit des Urteils der Tageskritik über ›Beim Häuten der Zwiebel‹, der auch wichtige Hinweise für unsere Thematik zu entnehmen sind, berechtigt zu einer hervorgehobenen Betrachtung dieses Buches. Auf einige der anderen Werke wird vergleichend hingewiesen werden.

›Beim Häuten der Zwiebel‹ wurde im August 2006 mit außerordentlichem publizistischen Getöse, dessen Lautstärke nicht mehr mit dem Nobelpreis seines Autors zu erklären ist, präsentiert. Öffentliche Aufmerksamkeit zog fast ausschließlich das späte Eingeständnis von Grass auf sich, im letzten Kriegsjahr in einem Panzergrenadierregiment der Waffen-SS gedient zu haben. Als Freiwilliger auf der Suche nach einer Eliteeinheit war er vorher, wie er behauptet, von der U-Bootwaffe abgewiesen worden. Der Publikation dieses mit dem Ausdruck der tiefen Scham vorgebrachten Geständnisses, ging eine mehrmonatige redaktionelle Vorbereitung durch seinen Verlag, Steidl in Göttingen, und die Feuilletonredaktion der FAZ voraus. Die Rückschlüsse, die daraus eventuell bezüglich der Spontaneität der großen Konfession gezogen werden könnten, sollen uns hier nicht weiter beschäftigen.<sup>4)</sup> Aufschlussreich bleibt allerdings, dass man mit der Mitteilung eines zeitgeschichtlich so trivialen Faktums, wie die kurze und recht zufällige Zugehörigkeit zu einer Einheit der Waffen-SS an der im Herbst 1944 bereits in Auflösung befindlichen Ostfront, überhaupt so viel Aufmerksamkeit erregen konnte.

<sup>4)</sup> Laut Mitteilung der Redaktion der FAZ begannen schon im April 2006 Vorbesprechungen mit dem Autor und dem Verlag über einen Vorabdruck jener Teile des Buches, die später die große Diskussion auslösen sollten. Der Vorabdruck erschien dann in einer Sonderbeilage der FAZ am 19. August 2006. Ohne die interessierte Reaktion auf diesen Vorabdruck hätte der Verlag sich nicht veranlasst gesehen, die Erstauflage schon im voraus zu verdoppeln. Etwa 4000 (!) ausgesandte Rezensionsexemplare hatten dagegen praktisch kein Echo bewirkt. Offensichtlich mussten die Rezensenten erst auf die Doppelpfanne am Rockkragen, die Grass hier vorzeigt, aufmerksam gemacht werden.

Hier soll die bisher wenig beachtete Frage besprochen werden, welche Darstellung diese Episoden im Zusammenhang der Danziger Trilogie von Grass, ›Die Blechtrommel‹, ›Katz und Maus‹ und ›Hundejahre‹, also in einem fiktionalen Kontext, bereits erfahren hatten, und welche Folgen die literarische Erstaufbereitung dieser Episoden auf ihre Wiederaufnahme in ›Beim Häuten der Zwiebel‹ nach sich zog.

Von der Tageskritik wurde ›Beim Häuten der Zwiebel‹ zunächst als Autobiographie pur und simpel gelesen und diskutiert. Zumindest die ersten Kapitel des Buches könnten aber ebenso gut als Fortsetzung der Handlung aus der Danziger Trilogie gelesen werden, nur dass jetzt die Kriegserfahrung nicht mehr verschiedenen, recht unterschiedlich reagierenden fiktionalen Charakteren, sondern ausschließlich einer Person, auf die der Autor mit ‚Ich‘, gelegentlich aber immer wieder auch mit ‚Er‘ Bezug nimmt, zugeordnet werden. Der Wechsel des Personalpronomens ist übrigens Teil einer bewährten Erzählstrategie, mit der ein Autor zu bestimmten Episoden seiner Erlebnisse Distanz zu gewinnen sucht. Es ist das augenscheinlichste der Fiktionssignale, die Grass vor seinem Text aufpflanzt, andere sind nicht so schnell auszumachen.

Die inhaltliche Verschmelzung von „facta“ und „ficta“ im narrativen Vortrag wird aber von Grass selbst öfter thematisiert, stets aber in metaphorischer Einkleidung. Als Generalmetapher dafür steht die Erinnerung, deren oft willkürliche Selegierung der Daten und Umfärbung der Wertungen ein Hauptthema der Erzählung bildet. Immer wieder führt Grass neue Bilder ein, die diesen Prozess anschaulich machen sollen. Es ist wiederholt die Rede vom Abspulen eines Films, der plötzlich reißt, oder von einem in Bernstein eingeschlossenen Insekt, das von jeder Seite eine andere Gestalt zu erkennen gibt. Und dann wird schließlich die Darstellung verschattet durch die andere Generalmetapher des Werkes, das Schälen der Zwiebel, eine tränentreibende Mühe, bei der sich der klare Blick auf die Dinge manchmal trübt.

Wie schon erwähnt, hat Grass in den Romanen der Danziger Trilogie die Erfahrung seiner jungen Jahre bereits ausgiebig auf fiktional brauchbares Material geplündert. Durch die Zuordnung einzelner Erlebnisse an recht unterschiedliche fiktionale Charaktere erhalten die Begebenheiten eine jeweils individuelle Einfärbung, so etwa mit Oskar Mazerath, dem blechtrommelnden Gnom, oder dem Außenseiter Mahlke in ›Katz und Maus‹ und, besonders ausführlich, mit Harry Liebenau, der als Panzergrenadier – das SS hat Grass (warum eigentlich, wenn es sich um eine fiktionale Figur handelt?) vorsorglich wegretouschiert – manches von der Kriegserfahrung des Autors vorwegnimmt. Für seine ‚Autobiographie‘ plündert Grass nun wiederum seine frühen Romane gleichsam nach wiederverwertbarem Stoff. Die Dinge haben sich aber durch die imaginative Umgestaltung in den Romanen oft stark verändert. Was also Grass in seine ‚Autobiographie‘ transportiert, ist daher oft nicht mehr das ursprünglich Erlebte, sondern eine fiktionalisierte Version davon. Hier wird eine für unser Thema aufschlussreiche wechselseitige Interaktion in der Autobiographie zwischen Wirklichkeitserfahrung und imaginativer Verarbeitung erkennbar. Gelegentlich vorgebrachte Einwände von Zeitgenossen und Weggefährten, wie etwa: „So war es gar nicht“, wehrt Grass mit dem Un-

verlässlichkeitstopos der Erinnerung ab oder bemerkt etwa zum Einspruch eines ehemaligen Jazz-Bandmitglieds, Louis Armstrong habe nie, wie Grass berichtet, in ihrer studentischen Jazzband mittrompetet, definitiv: „In meiner Erinnerung ist diese Episode bis ins Detail *vorstellbar*“<sup>5)</sup> (von mir hervorgehoben).

Das „Vorstellbare“ ist aber die ureigenste Domäne der Fiktion.

Es gelangen also manche Begebenheiten in die Autobiographie nicht mehr in der erlebnisnahen ‚Urfassung‘, sondern in einer durch die reiche literarische Imagination des Autors angereicherten Form. Diese ‚Wiederverwertung‘ einzelner Episoden lässt sich an einem Vergleich der Romane auch im Text nachweisen. So z. B. an der Erzählung von dem Kameraden, der neben ihm (Grass?) im Gefecht eine schwere Unterleibsverletzung erleidet und ihn dann auffordert, in seine Hose zu greifen, um festzustellen, ob sein Gemächt noch vorhanden sei (›Beim Häuten‹, S. 172). Die Fiktionstauglichkeit dieser Episode hat sich bereits bewährt, so in der ›Blechtrommel‹. Dazu merkt Grass recht beiläufig Folgendes an:

Diesen Griff in die Hose erlaubte ich zwölf Jahre später, als es schriftlich um die Verteidigung der Polnischen Post ging, Jan Bronski, der so, mit seinen fünf Fingern dem zögerlich sterbenden Hausmeister Kobyella die unbeschädigte Manneskraft bestätigen konnte. (Beim Häuten, S. 172)

Noch auffälliger tritt dieser Prozess der Fiktionalisierung in der Schilderung der Situation zutage, in der Panzergrenadier Grass nachts zwischen den Fronten versprengt allein in einem Wald hockt und, um seine Angst abzureagieren, „Hänschen klein...“ zu singen beginnt. In den ›Hundejahren‹ begnügt der Held sich noch damit, diese Melodie zu pfeifen, ein Verhalten, das real noch um eine Spur vorstellbarer ist als die



© F.A.Z.-Greser & Lenz

<sup>5)</sup> Vgl. dazu FAZ vom 8. Sept. 2006, S. 33, und das ausführliche FAZ-Interview mit GRASS: ›Warum ich nach sechzig Jahren mein Schweigen breche‹, in: FAZ vom 12. Aug. 2006, S. 33 und 35.

Gesangsversion, mit der er sich ja gegenüber einem russischen Soldaten im Dunkeln der Nacht sogleich als Deutscher zu erkennen gegeben hätte. Aus gutem Grund hat diese Szene daher auch die Aufmerksamkeit der Karikaturisten auf sich gezogen.<sup>6)</sup>

Nicht nur, wenn wir ›Beim Häuten der Zwiebel‹ als Supplement zur Danziger Romantrilogie lesen, sondern auch bei genauerer historischer Einordnung reduziert sich die Zugehörigkeit des Protagonisten zur Waffen-SS als relativ nachgeordnetes Detail in der Lebensgeschichte eines ‚Davongekommenen‘. Aufmerksamkeit verdient dagegen der Umstand, dass dieses Detail noch 2006 einen veritablen Eklat in der veröffentlichten Meinung verursachen konnte. Die Erklärung dafür liefert ein Blick auf Grass' Doppelrolle als Autor und als politischer Moralist, von manchen Kritikern sogar als moralischer „praeceptor Germaniae“ apostrophiert. Diese Doppelrolle hat Grass seit den achtziger Jahren mit großem Beifall, meist allerdings nur aus einem Lager der politischen Szene, gespielt.

Grass hat die Perspektivierung seiner Romane durch jeweils stark individualisierte Ich-Erzähler mit Souveränität zu handhaben gewusst. Darüber hinaus müssen alle diese Erzähler als ausgeprägte „unreliable narrators“ im Sinne von Wayne C. Booth<sup>7)</sup> betrachtet werden. Dennoch hatte Grass Mühe, die Neigung mehrerer Kritiker, seine historische Persönlichkeit mit jeweils einem dieser Ich-Erzähler gleichzusetzen, abzuwehren.<sup>8)</sup> Erstaunlicherweise zeigt sich Grass viel weniger einsichtig und selbstkritisch bei der Frage, wie sich seine Rolle als außerliterarischer Zeitkommentator mit der des Romanautors vereinbaren lässt. Diese Rolle, die sein Schaffen als literarischer Autor stets begleitete, geriet nach dem Erscheinen von ›Beim Häuten der Zwiebel‹ ins Kreuzfeuer der Kritik. Grass musste hinnehmen, als „Moralapostel“, „Cheerleader der Gutmenschen“<sup>9)</sup> u. Ä. apostrophiert zu werden. Tatsächlich tut sich zwischen dem schamerfüllten ‚Geständnis‘ seiner frühen Begeisterung für Partei und Krieg und seiner auch gegen Kriegsende noch ungebrochenen Bereitschaft, bis zum – längst aussichtslos gewordenen – Endsieg zu kämpfen, und der Rigidität, mit der er später seine Zeitgenossen verurteilte, wenn sie nicht sein eigenes radikales Demokratieverständnis in jeder Hinsicht und seine unerbittliche Forderung nach schonungsloser ‚Vergangenheitsbewältigung‘ zu akzeptieren bereit waren, eine Kluft auf. Es muss genügen, aus der Fülle der sich anbietenden Beispiele zwei herauszugreifen: seine Kritik an Kohls und Reagans Besuch des Soldatenfriedhofes von Bitburg 1985, und seine Ermahnung des damaligen Finanzministers Schiller zur Offenlegung seiner NSDAP-Zugehörigkeit.

Beginnen wir mit dem Trivialen. Kürzlich hat ein gut recherchierender Dissertant Briefe von Grass an den damaligen Finanzminister der Schmidt-Regierung, Schiller, zu Tage gefördert, in denen Grass Schiller mehrfach aufforderte, seine

<sup>6)</sup> Cartoon von Achim Greser und Heribert Lenz (Aschaffenburg), in: FAZ vom 15. September 2006, S. 39. Der Abdruck erfolgt mit der freundlichen Genehmigung von Greser&Lenz.

<sup>7)</sup> WAYNE C. BOOTH, *The Rhetoric of Fiction*, Chicago 1961.

<sup>8)</sup> Vgl. dazu VOLKER NEUHAUS, *Günter Grass*, Stuttgart 1979, S. 10 u. ö.

<sup>9)</sup> Vgl. Stern Nr. 34 vom 17. August 2006, S. 39.

ehemalige NSDAP-Zugehörigkeit auch öffentlich einzugestehen. Gegen den Abdruck dieser Briefe ist Grass jetzt gerichtlich vorgegangen: Er sei ein Eingriff in seine Privatsphäre!

Schwerer wiegt im Hinblick auf die persönliche Integrität des Autors seine militante Polemik gegen Kohl und Reagan anlässlich ihres gemeinsamen Besuches 1985 auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg, auf dem (ursprünglich) einige tausend amerikanische und deutsche Soldaten, darunter ein paar Dutzend Waffen-SS-Angehörige, lagen. Die Mehrzahl dieser Waffen-SS-Männer war, wie Grass bei seinem kurzen Zwischenspiel in der Waffen-SS, zwischen siebzehn und zwanzig Jahre alt. Zur offensichtlich von amerikanischer wie auch von deutscher Seite inszenierten Erregung der veröffentlichten Meinung (ostentatives Schmücken gerade der Waffen-SS-Gräber vor dem Besuch Reagans vermutlich durch amerikanische Journalisten) über diesen, wie Grass meinte, am falschen Ort unternommenen Versuch einer übernationalen Versöhnungsgeste der beiden Staatsmänner hat nicht zuletzt Grass' maßlose Kritik an Kohl und Reagan beigetragen.<sup>10</sup>) Hatte Grass damals vollkommen verdrängt, dass auch er einer dieser jungen Waffen-SS-Männer hätte sein können, die dort beerdigt sind? Dem widerspricht jedoch in der ‚Autobiographie‘ sein Insistieren auf das ihn über die Jahre hinweg peinigende schlechte Gewissen, seine Zugehörigkeit zu einer Waffen-SS-Einheit verschwiegen zu haben. Hätte er zu Bitburg geschwiegen, brauchte er sich heute nicht von Ulrich Greiner in ›Die Zeit‹<sup>11</sup>) „Moraltrompeter“ nennen zu lassen. Im auffälligen Gegensatz zu dem Autor Grass verschließen sich einige seiner wortführenden Romanfiguren, wie etwa Pilenz in ›Katz und Maus‹ oder Harry Liebenau in ›Hundejahre‹, durchaus nicht einem humanistischen Sentiment, wie ihm etwa der französische Dichter René Arcos schon im Ersten Weltkrieg den treffend prägnanten Ausdruck verliehen hat: „Les morts sont tous d'un seul côté“ (Die Toten sind alle auf einer Seite).<sup>12</sup>) Ist hier vielleicht das Werk wieder einmal klüger als sein Autor, als Grass, der außerhalb des geschützten Raumes der Fiktion, gleichsam „in propria persona“ eine ganz andere Meinung äußert?

Für den Literaturhistoriker sind die Unterschiede zwischen den Reaktionen einiger führender Kritiker und Zeithistoriker auf Grass' Geständnis einer Jugendtorheit, zu der tausende Gleichaltrige offensichtlich in der Vor-Untergangshysterie der Kriegspropaganda von 1944 verführt wurden, interessanter als das überraschend verspätete Geständnis selbst. Vom ersten Tag an lassen sich zwei Lager erkennen. In einem wird Grass hart ob seiner Doppelzüngigkeit verurteilt, im anderen begegnet man ihm mit unerwartet verständnisvoller Nachsicht. Hier springt geradezu ins Auge, dass die meisten der nachsichtigen Kritiker sich früher schon durch ein

<sup>10</sup>) Die Erregung in den Medien vor allem jenseits des Atlantiks über Reagans Gang durch den Soldatenfriedhof Bitburg, dem übrigens ein ausführlicherer Besuch der KZ-Gedenkstätte in Bergen-Belsen vorausging, war überbordend: vgl. Newsweek, 29. April, 6. und 13. Mai 1985; – US News and World Report, 20. Mai; – Time, 29. April, 6. und 13. Mai. – Zu Grass und Bitburg vgl. TIMOTHY GARTON ASH, Germany After Bitburg, in: The New Republic, Mai 1985, S. 15–22, und Juli 1985, S. 15ff.

<sup>11</sup>) ULRICH GREINER, Es ist nun wirklich genug, in: Die Zeit, Nr. 35 vom 24. August 2006.

<sup>12</sup>) Ohne Haß und Fahne, Kriegsgedichte des 20. Jahrhunderts, Hamburg 1959, S. 123f.

recht unnachgiebiges Urteil über jene Zeitgenossen hervorgetan hatten, die in der Aufarbeitung ihrer NS- und Kriegsvergangenheit säumig geworden wären. Besonders beunruhigt einen Literaturwissenschaftler, wenn er unter diesen den Namen von Walter Jens, dem angesehenen Philologen und Ehrenpräsidenten der Akademie der Künste zu Berlin, antrifft. Als dessen NSDAP-Mitgliedskarte vor zwei Jahren gefunden wurde, von deren Existenz er, wie Jens erklärt, keine Kenntnis hatte, fand das in den Medien großes Interesse.<sup>13)</sup> Es hätte sicherlich sehr viel zu einem differenzierteren Bild der Versuchungen wie auch der Gewissensnöte der Generation der ‚Davongekommenen‘ im „Dritten Reich“, zu der auch Walter Jens, selbst wenn er nie in der Wehrmacht war, zu zählen ist, beigetragen, wenn sich vor allem jene Angehörigen dieser Generation, die in der Nachkriegszeit zu verdienter öffentlicher Prominenz gelangten, von Anfang an offener zu ihrer meist unvermeidlichen Verstrickung mit Partei und Regime bekannt hätten. Dennoch ist auch hier Verständnis für die politischen und sozialen Zwänge zu fordern, unter denen die ‚Davongekommenen‘ eine Nachkriegsexistenz aufzubauen hatten, wobei eine offene Ansprache der eigenen Vergangenheit sehr oft höchst inopportun war, wie z. B. der prominente Germanist Peter Wapnewski offen eingesteht.<sup>14)</sup>

Am folgenschwersten hat sich die Retizenz so manches dieser Prominenten unter den Davongekommenen auf das Bild vom Leben unter dem NS-Regime auf die Jüngeren ausgewirkt. So gerät ihr Urteil über ihre Vätergeneration oft schief. Kommen dann noch Selbstgerechtigkeit und moralische Arroganz dazu, wozu nicht wenige der ‚Nachgeborenen‘ neigen, dann kann es zu schwerwiegenden Missverständnissen zwischen den Generationen kommen. In dieser prekären Stimmung haben Günter Grass, Walter Jens und andere den sich daraus ergebenden Generationenkonflikt noch verschärft, indem sie, anstatt für mehr Empathie und Nachsicht mit dem Verhalten des Normalbürgers in einer totalitären Diktatur zu plädieren, sich zu Stimmführern eines rigoros unnachsichtigen Urteils über ihre Zeitgenossen machten. Hier wäre jetzt eigentlich eine eingehendere Diskussion über die fast unüberwindliche Schwierigkeit abzuwickeln, die die Nachkriegsgeneration hat, sich in die Situation der Menschen zu versetzen, die das NS-Regime und seine noch nicht absehbaren schrecklichen Folgen aus einer Vor-Oradour, Vor-Stalingrad und Vor-Auschwitz Perspektive erlebten. Dafür ist aber hier nicht der Platz. Hier geht es um einen literatursoziologischen Aspekt der hier angeschnittenen Frage. Es lässt sich nämlich eine Art Kompetenzübertragung beobachten, die bisher wenig Aufmerksamkeit fand. Autoren, die sich auf Grund ihrer anerkannten literarischen Leistung Ansehen in der öffentlichen Meinung erworben haben, nützen dieses Ansehen, um auch in außerliterarischen Dingen Urteile zu fällen, für die sie ihre

<sup>13)</sup> Peter Wapnewski versucht im Kapitel „Auch ich war ein nicht wissender PG“ seiner Autobiographie für sich und Walter Jens um Verständnis zu werben, u. a. mit dem Argument: „Hätte ich mich [im Fragebogen der britischen Militärregierung 1945] als PG [Parteigenosse] bezeichnet, wäre ich nicht zugelassen worden zum Studium [...], PETER WAPNEWSKI, Mit dem anderen Auge. Erinnerungen 1922–1959, Berlin 2005, S. 198.

<sup>14)</sup> Siehe Anm. 11.

literarisch erworbene Autorität glauben in Anspruch nehmen zu können. Gerade in manchen Aussagen über das politische Verhalten ihrer Väter- und Großväter während des Krieges wirkt sich diese Kompetenzanmaßung, wie man sie auch bezeichnen könnte, oft auf höchst bedenkliche Art und Weise aus.

Es mag in meinem Standort in Österreich und in meinem dadurch bedingten literarischen Horizont begründet sein, dass ich gerade bei jüngeren österreichischen Autoren auf Belege für eine solche Haltung stoße, z. B. in den politischen oder zeitkritischen Essays von Robert Menasse oder der Nova am Bestseller-Himmel, Daniel Kehlmann. Hier, glaube ich, wirken sich die verhängnisvollen Vorbilder von Günter Grass und Walter Jens besonders nachteilig aus. Robert Menasse wurde unlängst, wohl aus diesem Grund, von G. Burkert Dottolo als „Österreichs publizistische Bonsai-Moralkeule“ bezeichnet.<sup>15)</sup> Es gibt also zumindestens einen Kritiker, der in diesem Falle die Dinge ähnlich sieht wie ich. Der Fall Daniel Kehlmann ist noch aufschlussreicher. An einem von ihm in der ›New York Times‹ zur Grass-Debatte veröffentlichten Artikel, der sich im Grundtenor um eine Entlastung Grass' gegenüber der Schwere des Vorwurfs des Verschweigens seiner SS-Vergangenheit bemüht, kommt er schließlich zu einer wahrlich bestürzenden Schlussfolgerung: „When even the most outspoken German moralist wore the uniform of murderers, one might ask whether there is a single guiltless German in this generation.“<sup>16)</sup> Diese Generalverdächtigung einer ganzen Generation wird zwar durch die Frageform des zweiten Satzteiles etwas modifiziert, der erste Satzteil wird jedoch davon nicht erfasst. Im einem Roman könnte eine solche Aussage kraft der Narrativität des Kontextes einfach nicht bestehen, sie würde sich letztlich einer gewissen Relativierung nicht entziehen können. Sie soll dennoch hier diskutiert werden, weil an ihr eines unserer Grundpostulate exemplifiziert werden kann: Das (literarische!) Werk ist meist klüger als sein Autor. Man kann sich nämlich gut vorstellen, wie dieser Satz in einem narrativen Kontext sogleich seiner Generalisierung entkleidet werden würde. Wird er etwa von einer Romanfigur gesprochen, so finden sich im Werk sicherlich andere Stimmen, die einem solchen Verdacht widersprechen würden. Sollte der Satz als Teil eines auktorialen Kommentars auftauchen, so würde sich damit dieser Erzähler sogleich dem Verdacht aussetzen, nicht ein verlässliches Sprachrohr des Autors zu sein, dessen Aussagen vom Leser mit Vorbehalt aufzunehmen sind. Und selbst wenn dieser Satz im ganzen Text unwidersprochen bliebe, etwa als Teil einer durchgehend personalen Erzählsituation<sup>17)</sup>, würde diese hinter alle Aussagen des Romans gleichsam ein großes Fragezeichen setzen.

Kehlmann selbst liefert dafür in seinem zu Recht lange auf vordersten Positionen der Bestsellerlisten genannten Roman ›Die Vermessung der Welt‹ ein treffliches Beispiel. Die Lebensgeschichten seiner beiden Protagonisten, des Forschungsreisenden Alexander von Humboldt und des Mathematikers und Astronomen Friedrich

<sup>15)</sup> Die Presse vom 23. August 2006, S. 29.

<sup>16)</sup> The New York Times, 20. August 2006.

<sup>17)</sup> Die Begriffe personale Erzählsituation bzw. Reflektormodus wurden vom Verfasser eingeführt. Vgl. F. K. STANZEL, Theorie des Erzählens, 7. Aufl., Göttingen 2001, S. 68ff. und 190ff.

Wilhelm Gauss, beide besessen von der Idee, die Erde, den Kosmos wissenschaftlich zu erfassen, konterkarieren sich gleichsam gegenseitig von Kapitel zu Kapitel in der Art, wie sie sich an die Lösung ihrer wissenschaftlichen Probleme machen. Dem quixotischen Humboldt, für den jeder Berg, jeder Fluss eine Herausforderung ist, sie durch Messung oder Kartographierung zu bezwingen, wird ein Sancho Panza in Gestalt eines Dienerbegleiters beigegeben, dessen praktischer Menschenverstand an der Sinnhaftigkeit des Forschungseifers seines Herrn oft zweifelt. Der Leser des Romans kann diese, alle Urteile und Erkenntnisse der beiden Forscher, relativierenden Signale kaum übersehen. Im Übrigen versteht es Kehlmann sehr geschickt, mittels der durchgehend verwendeten Wiedergabe der Gespräche der Charaktere in indirekter Rede, durch die nicht zuletzt auch ein konjunktivischer Aussagemodus die Erzählung zu dominieren scheint, jeden Anspruch auf historische Validität der Geschichte zu unterlaufen.

Mit der Affäre Günter Grass haben unsere Überlegungen zur Frage der historischen Authentizität von Autobiographien eine neue Wendung erfahren. Im Hintergrund der Frage der Fiktionalität autobiographischer Berichte – wo ein Ich erzählt, ereignet sich immer Fiktion – tauchte die Frage auf, was man von der Urteilsfähigkeit der literarischen Prominenz „in politicis“ ganz allgemein zu halten habe. Das Problem ist seit Thomas Manns ›Betrachtungen eines Unpolitischen‹, verfasst während des Ersten Weltkriegs, virulent.<sup>18)</sup> In neuerer Zeit hat Peter Handke mit seinem einseitig informierten Serbien-Bericht viel berechtigte Kritik auf sich gezogen. Versucht man dieser schwerwiegenden Frage weiter nachzugehen, stößt man früher oder später wieder auf das hier weiter oben schon thematisierte große Geheimnis der Literatur: Die Worte unter der Feder des literarischen Autors sind oft klüger als der Schreibende selbst. Aldous Huxley legt in einem seiner Romane einer Gestalt folgendes Diktum in den Mund: „The trouble with fiction [...] is that it makes too much sense. Reality never makes sense.“<sup>19)</sup> Trotz der offensichtlich apodiktischen Zuspitzung dieses Aphorismus scheint er den Kern unserer These zu erfassen. Diese überhöhte Sinnhaftigkeit eines fiktionalen Textes wächst aber, und das ist bisher kaum beachtet worden, einer diskursiven Meinungsäußerung desselben Autors, etwa zu einem tagespolitischen Sachverhalt, in der Regel nicht zu. Darüber haben bisher nur wenige neuere Autoren versucht, sich Rechenschaft zu geben.

Die klassische Stelle zu diesem Thema ist Heinrich von Kleists nicht nur auf das Reden, sondern wohl auch auf das Schreiben zu beziehende Beobachtung ›Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‹ (1805/06). Etwas verkappt taucht der Gedanke auch schon vor Kleist auf, so z. B. bei dem Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg: „Wenn ich über etwas schreibe, so kommt mir das Beste

<sup>18)</sup> Vgl. dazu MANFRED GÖRTEMAKER, *Thomas Mann und die Politik*, Frankfurt 2005. Thomas Mann sieht 1914 den Krieg noch ganz als Stilisierung der Auseinandersetzung zwischen deutscher Kultur und französischer Zivilisation. Später hat er selbst diese Meinung mehrmals korrigiert.

<sup>19)</sup> ALDOUS HUXLEY, *The Genius and the Goddess*, London 1955, S. 7.

immer so zu, dass ich nicht sagen kann *woher*.<sup>20)</sup> Meist versteckt sich der Befund hinter Begriffen wie Inspiration oder Intuition. 1929 versuchte der Dichter Anton Wildgans in einem Akademievortrag darzulegen, wie ein Gedicht entsteht. In seiner Erklärung werden die kreativen poetischen Impulse sowohl auf Intuition/Inspiration wie auch auf die intensive Arbeit mit und an der Sprache zurückgeführt.<sup>21)</sup> Indem er Sprache gewissermaßen gleichberechtigt mit Intuition in der Genesis eines Gedichtes gelten lässt, scheint er der Erklärung Kleists nahe zu kommen.

Bezogen auf die weiter oben erwähnte Diskrepanz in der Validität einer fiktionalen und einer außerliterarischen Aussage eines Autors würde man vermutlich beim Begriff der Narrativität, den die neuere Erzählforschung eingeführt hat, eine Erklärungshilfe finden.<sup>22)</sup> Erzählsituation, die Mehrdimensionalität von Perspektive und Plot, Metaphorik und Bildsprache, sie alle tragen etwas zu der gesteigerten ‚Sinnvollheit‘ eines narrativen Textes bei, das einem rein diskursiven, nicht fiktionalen Text abgeht. Hier ist noch viel Raum für weiterführende Analysen dieses Phänomens. Moderne Autoren liefern in ihrer oft recht unbekümmerten Bereitschaft, Zeitgeschichte und Gegenwart außerliterarisch zu kommentieren, reiches Material für eine solche Untersuchung.

Nach diesem quasi-poetologischen Exkurs möchte ich das Privileg des Essayisten in Anspruch nehmen und „in propria persona“ zum Thema Fiktionalität der Autobiographie Stellung beziehen. Mich beunruhigt zutiefst der Umstand, dass die nachdrücklichsten Entlastungsversuche für das höchst fragwürdige Verhalten von Günter Grass als politischer Zeitkommentator von Personen stammen, die, wie Walter Jens, aber auch der Philosoph Jürgen Habermas (beide hatten übrigens das Glück, aus gesundheitlichen Gründen vom Dienst in der Wehrmacht freigestellt zu werden), höchstes gesellschaftliches und intellektuelles Ansehen genießen, oder genauer, genossen haben, bis auch sie von ihrer eigenen, genau besehen allerdings nicht weniger trivialen NS-Vergangenheit als jene von Grass eingeholt wurden. Sie haben es, ebenso wie Grass, mit der Unnachsichtigkeit ihres Urteils über den Umgang mancher Zeitgenossen mit ihrer NS-Vergangenheit der jüngeren Generation sehr schwer gemacht, einen differenzierteren Zugang zum Verhalten der Generation der ‚Davongekommenen‘ zu finden.

Im Vergleich zur zum Teil spontanen, zum Teil aber inszenierten und andauernden Erregung über das späte Geständnis von Grass im deutschsprachigen und auch ausländischen Feuilleton, verebte das Interesse an der Lebensgeschichte anderer, verlässlicherer Zeitzeugen, wie etwa des Hitlerbiographen und langjährigen Chefredakteurs der FAZ, Joachim Fest oder von Ralf Dahrendorf, dem prominenten Politologen der London School of Economics, sehr rasch, obgleich sie min-

<sup>20)</sup> Vermischte Schriften. Erster Band, Göttingen 1844, S. 288.

<sup>21)</sup> Vortrag, gehalten vor der Akademie der Wissenschaften in Wien anlässlich des Tags des Buches im Jahr 1929. Vgl. Akademie-Almanach für das Jahr 1929.

<sup>22)</sup> Vgl. dazu den Eintrag sub „Narrativität“ im Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, hrsg. von ANSGAR NÜNNING, Stuttgart 1998, S. 391. Dort finden sich auch weiterführende Literaturhinweise.

destens ebenso viel Aufmerksamkeit verdienten wie ›Beim Schälen der Zwiebel. Dagegen drängte sich eine Bagatell-Nachricht, wie etwa die Meldung, dass Jürgen Habermas bei Gericht eine einstweilige Verfügung gegen den weiteren Verkauf von Fests Autobiographie ›Ich Nicht‹ erwirkt hat – offensichtlich ein letzter Nachhall der Animositäten aus dem Historikerstreit der 80er-Jahre – sofort wieder in die Schlagzeilen der Presse.<sup>23)</sup> Ähnliches wiederholte sich kurz darauf, als Günter Grass gegen die Veröffentlichung seiner Briefe an den ehemaligen Finanzminister Schiller bei Gericht Einspruch erhob.

Es wäre für ein einfühlsames Verständnis des Lebens unter dem NS-Regime ertragreicher, würde man sich anstatt mit diesen Quisquilien mit einem ernsthaften Vergleich der Lebensberichte von Grass mit jenen etwa von Joachim Fest oder Ralf Dahrendorf befassen, aber auch Sebastian Haffner und nicht zuletzt auch Marcel Reich-Ranicki wären dabei von Interesse. Wir müssen uns hier mit ein paar Hinweisen auf Fests ›Ich Nicht‹ begnügen. Gerade weil die im Ganzen doch sehr elitäre Sicht des Bildungsbürgers Joachim Fest eine vielsagende Kontrastfolie zum oft pikaresken Weltbild eines Grass bildet, sind Parallelen zwischen beiden besonders aufschlussreich. Nur einige der auffälligsten Unterschiede bzw. Parallelen seien hier herausgegriffen. Beide haben sich, noch nicht achtzehnjährig, im letzten Kriegsjahr freiwillig zum Dienst in der Wehrmacht gemeldet, nachdem sie noch während der Schulzeit als Flakhelfer eingesetzt worden waren: Während Grass aus einem Elternhaus kam, das sich ohne Vorbehalte der NS-Ideologie öffnete, ließ sich Fests Vater selbst durch schwere persönliche Benachteiligung – er wurde bald nach 1933 als Schuldirektor frühpensioniert – nicht von seiner an der katholischen Zentrums-partei orientierten kritischen Haltung zum Nationalsozialismus abbringen. Nimmt man den geraden Weg, der Grass aus dem Elternhaus zur Hitlerjugend und dann zum Wehrdienst führte, als den für die Zeit ‚unproblematischen‘ Regelfall an, so stellt Fests jugendlicher Lebenslauf den zeitgeschichtlich interessanteren Fall dar: Trotz des väterlichen Widerstandes – die oberste politische Maxime des Vaters war das „Etiam si omnes – ego non“ der Ölbergsszene aus dem Matthäus-Evangelium,<sup>24)</sup> trat Fest-Sohn der Hitlerjugend bei und meldete sich freiwillig zur Wehrmacht. Fest glaubte den Widerstand seines Vaters gegen seine freiwillige Meldung nur mit der Behauptung überwinden zu können, sein freiwilliger Eintritt in die Luftwaffe würde ihn davor bewahren, zur Waffen-SS eingezogen zu werden. Grass erklärt, sein Wunsch in eine Elite-Einheit der Wehrmacht aufgenommen zu werden, führte ihn erst dann zur Waffen-SS, nachdem er von der U-Bootwaffe abgelehnt worden war. Beide Erklärungen sind nicht ganz schlüssig und haben den Beigeschmack eines späteren Rechtfertigungsversuchs. In der Art jedoch, wie Fest und Grass mit ihrer jugendlichen Bereitschaft, die für sie damals recht verlockenden Angebote anzuneh-

<sup>23)</sup> JOACHIM FEST, *Ich Nicht. Erinnerungen an eine Kindheit*, Hamburg 2006, S. 342f. Fest erzählt dort – ohne Nennung eines Namens – eine skurrile Anekdote betreffend die Leugnung der Zugehörigkeit zur Hitlerjugend durch einen Prominenten, die Habermas offenbar auf ihn bezogen aufgefasst hat.

<sup>24)</sup> Ebenda, S. 75.

men, in ihren Autobiographien umgehen, unterscheiden sich die beiden Autoren wiederum grundlegend. Von Grass' fortgesetzter Beteuerung seiner „Scham“ über seine selektive Vergangenheitsbewältigung war bereits die Rede. Bei dem Bildungsbürger Fest begegnet uns eine ganz andere Erinnerungskultur. Sie wird von Jens Bisky sehr zutreffend so beschrieben: Fest beteilige sich im Gegensatz zu Grass u. a. nicht am „Zerknirschungsspiel auf der Suche nach einem gut sichtbaren Platz auf der Selbstanklagebank“. <sup>25)</sup>

In dieser Haltung fand Fest einen prominenten Vorgänger in Ralf Dahrendorf, dessen ‚Über Grenzen. Lebenserinnerungen‘ (2002) in der veröffentlichten Meinung viel zu wenig beachtet wurde. Dahrendorf, deutscher ‚Vorzeigeprofessor‘ an der London School of Economics, später in Anerkennung seiner Verdienste als Mittler zwischen den einstigen Kriegsgegnern von der englischen Königin nobilitiert und heute Peer im House of Lords, fand als 1929 Geborener problemlos seinen Weg in die Hitlerjugend, obwohl er, ähnlich wie Fest, aus einem Elternhaus kam, das dem NS-Regime inneren Widerstand entgegensetzte. Vater Dahrendorf war vor Hitler SPD-Abgeordneter im Reichstag. Dessen ungeachtet avancierte Ralf mit kaum dreizehn Jahren zum „Hordenführer“ im Jungvolk, der Organisation der Zehn- bis Vierzehnjährigen in der Hitlerjugend. Eine gewünschte oder von oben angeordnete Versetzung in eine Napola, ideologische Pflanzschule der Partei, konnte sein Vater gerade noch verhindern. Ralf überlebte das Kriegsende in Berlin. An seiner durch diesen Standort privilegierten Zeitzeugenschaft wird sichtbar, wie skrupellos die damaligen Machthaber die politische Unmündigkeit von Jugendlichen zu nützen wussten. Mehrfach gesteht Dahrendorf ein, dass es Momente gab, in denen er als Jugendlicher ernsthaft erwogen habe, sich mit dem NS-Regime auch innerlich einzulassen. Schließlich wurde er aber gegen diese Versuchung durch eine mehrwöchige Polizeihaft, die ihm ein paar unbedachte Äußerungen und der Umgang mit einem widerständlerischen Freund eingebracht hatten, gleichsam in letzter Minute ein für alle mal immunisiert. Seine autobiographischen Aufzeichnungen enden zwar mit dem 28. Lebensjahr, dem Beginn seiner erfolgreichen akademischen Laufbahn, doch sein Hauptinteresse gilt den Jahren des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit. So charakterisiert er einmal recht aufschlussreich seinen politischen Horizont als Berliner Zeitgenosse der Wannsee-Konferenz und der letzten Kriegsjahre mit dem Begriff „unwissendes Wissen“ <sup>26)</sup>. Er konkretisiert diesen Begriff dann, indem er berichtet, wie seine zweite Ehefrau, eine Amerikanerin jüdischer Abkunft, immer wieder von ihm wissen wollte, wie viel er und die Menschen seiner Umgebung über das auf der Wannseekonferenz beschlossene Programm zur Vernichtung der Juden wussten. Er konnte diese Fragen nie befriedigend beantworten. Schließlich erinnert er sich daran, später einmal gehört zu haben, dass ein Sekretär des World Jewish Congress im August 1942 den amerikanischen

<sup>25)</sup> Literaturen. Das Journal für Bücher und Themen 10/2006, S. 25.

<sup>26)</sup> RALF DAHRENDORF, Über Grenzen. Lebenserinnerungen, Frankfurt/M. [2002], 2004, S. 57.

Konsul in Genf von der Stichhaltigkeit durchgesickerter Erzählungen über die Errichtung von Vernichtungslagern im Osten zu überzeugen versucht hatte. Man glaubte ihm nicht.<sup>27)</sup>

Es ist Zeit, aus dem Voranstehenden Schlussfolgerungen zu ziehen, die über das hier aus ein paar Texten Gefolgerte hinausgehen, und eventuell von allgemeinerem literaturwissenschaftlichen Interesse sein könnten. Durch die Lebensberichte einiger prominenter Repräsentanten der Generation der ‚Davongekommenen‘ hat die Diskussion über die Fiktionalität der literarischen Darstellung des Faktischen, die in der Erzählforschung schon seit einigen Jahrzehnten geführt wird, jetzt auch Interesse bei einer breiteren medialen Öffentlichkeit gefunden. Im anspruchsvollen Feuilleton finden sich, seit Grass' Aufreger im Sommer 2006 erschien, immer wieder Seiten, auf denen die Frage der Relation zwischen „facta“ und „ficta“ in der autobiographischen Literatur besprochen wird. Auf gehobenerem akademischen Niveau spiegelt sich diese Präferenz z. B. in der Wahl des Themas der Poetikvorlesung an der Universität Heidelberg im Wintersemester 2006. Sie wurde von dem erfolgreichen Verfasser quasi-autobiographischer Romane Louis Begley (›Lügen in Zeiten des Krieges‹ 1991, und neuerdings auch ›Ehrensachen‹, Originaltitel ›Matters of Honor‹) gehalten. Dass im Avantgardefilm das Thema bereits in einer ironischen Inversion erscheint, zeigt wieder einmal, wie das Medium Film zunehmend sich anschickt, dem Roman den Rang, die Speerspitze der Innovation zu bilden, abzulaufen. In Marc Fosters Film ›Stranger than Fiction‹ wird das Verhältnis von Wirklichkeit und Fiktion einfach auf den Kopf gestellt: Ein Mensch aus unserem Alltag erkennt sich plötzlich als Hauptfigur in einem im Abfassungsstadium befindlichen Roman. Hier entstehen „facta“ aus „ficta“! Sehr amüsant ist auch, wie dann ein renommierter Literaturprofessor mit seinen etwas trivialen Begriffen versucht, dem Helden aus seinem Dilemma – würde es ein guter Roman sein, in dem er die Rolle des Protagonisten zu spielen hat, dann müsste er am Ende sterben – zu helfen. Der Held entgeht aber knapp seinem Unfalltod und so wird, nach dem Urteil des Literaturprofessors, nur ein mittelmäßiger Roman aus dieser Lebensgeschichte.

Mit Blick auf diesen Sachverhalt scheint es geraten, die hier besprochenen Autoren noch einmal vergleichend auf ihre Haltung zu der zentralen Frage der Fiktionalität des Faktischen in der Autobiographie zu befragen. Grass' Einstellung dazu ist, wie bereits sichtbar wurde, höchst ambivalent. Einmal fordert er unbedingte Glaubwürdigkeit für sein großes Geständnis ein, dann aber lässt er den Leser wissen, dass nicht historische Authentizität, sondern auch die bloße Cogitabilität, das Vorstellbare, Kriterium für die Aufnahme in seinen Lebensbericht sein kann. Dass er das alles dann mittels der Erinnerungsfalle noch einmal relativiert, lässt allerdings seine diesbezüglichen Ansichten nicht transparenter werden.

Fests Autobiographie zeigt sich weithin von dieser Problematik unbelastet. Doch in seinem Epilog „Nachbemerkung“ gesteht er ein, wie auch ihm, rückblickend, die historische Fragwürdigkeit seiner Geschichte bewusst geworden ist:

---

<sup>27)</sup> Ebenda, S. 56.

Denn was das Gedächtnis bewahrt, ist strenggenommen nie, was sich einmal ereignet hat [...] Im ganzen hält man weniger fest, wie es eigentlich gewesen, sondern wie man wurde, wer man ist. Das ist nicht nur die Schwäche, sondern auch die Rechtfertigung von Erinnerungsbüchern. (366f.)

Der Soziologe Dahrendorf nimmt in dieser Frage eine recht nüchterne Position ein, sie wird von ihm erst gar nicht thematisiert. In seinem Epilog präsentiert er, gleichsam als Entschädigung für dieses Defizit, eine sehr sinnige Gegenüberstellung jener zwei Haltungen zu der politischen und weltanschaulichen Turbulenz der Epoche seiner Jugend. Auf der einen Seite Goethes anpassungsbereites „Weltkind in der Mitten“, auf der anderen die „Erasmusmenschen“: „Damit meine ich diejenigen, die die großen geistig-politischen Auseinandersetzungen der Zeit verstehen, ja sich aktiv an ihnen beteiligen, aber dennoch nicht der Versuchung erliegen, sich einem Lager hinzugeben“. (189)

Der Autor, der in der Frage der Fiktionalität des Faktischen die radikalste Position bezogen hat, ist bisher überhaupt noch nicht genannt worden: der Ungar Imre Kertész. Der Geschichte seiner Erfahrung als Fünfzehnjähriger im KZ Auschwitz und später Buchenwald gab er bewusst den Titel ›Roman eines Schicksallosen‹ (1975, deutsch 1996). In ihm wird der Erlebnisbericht vorwiegend durch die enge Perspektivierung des Erzählten fiktionalisiert. Der Erzähler sieht alles, auch die Schrecken und die Grausamkeit der Lagerexistenz, mit den Augen eines Jungen, der in seiner optimistischen Naivität noch kein Sinnesorgan für die Wahrnehmung des absolut Bösen besitzt. Es ist verständlich, wenn manche Leser diese Sicht als anstößig empfanden. In diesem Fall war aber das Stockholmer Komitee gut beraten, dem Autor für dieses Werk den Nobelpreis für Literatur zuzuerkennen. Die nur in einem Roman mögliche prekäre Perspektivierung der KZ-Erfahrung kann jenen Verfremdungseffekt der ‚Defamiliarisierung‘ überzeugend auslösen, welche ein durch Serien von Kriegs- und KZ-Horror-Darstellungen in den Massenmedien abgestumpftes Publikum überhaupt noch echte Empathie in eine so außerordentliche Erfahrung ermöglichen. Dem auf dem Buch basierenden Film ist das nicht gelungen.

Es ist verständlich, dass Imre Kertész, wohl auch veranlasst durch manche missverständene Rezeption seines ›Roman eines Schicksallosen‹, sich veranlasst sah, diesem Werk eine Art Kommentar folgen zu lassen. ›Dossier K. Eine Ermittlung‹ (2006) ist eine Art dialogischer Selbstbefragung zum Roman. Gleich zu Beginn wird dabei die Etikettierung des Textes als „autobiographischer Roman“ zurückgewiesen:

Die Welt der Fiktion ist eine souveräne Welt, die im Kopf des Autors geboren wird und den Gesetzen der Kunst, der Literatur gehorcht. [...] Ich mußte im Roman Auschwitz für mich neu erfinden und zum Leben bringen. Dabei konnte ich mich nicht an den äußeren, den sogenannten historischen Tatsachen außerhalb des Romans festhalten. Alles mußte auf hermetische Weise, durch die Zauberkraft von Sprache und Komposition in Erscheinung treten.<sup>28)</sup>

Dieses Zitat resümiert besser als ein weiterer Kommentar, was in diesem Beitrag dargelegt werden sollte.

<sup>28)</sup> IMRE KERTÉSZ, Dossier K. Eine Ermittlung. Aus dem Ungarischen von KRISTIN SCHWAMM, Hamburg 2006, S. 13f.

Brief zu Franz K. Stanzels Akademie-Vortrag vom 19. Januar 2007:  
 ›Autobiographie. Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion‹

*Die Redaktion druckt einen Brief des Mitherausgebers Hans Höller ab, den dieser an Franz K. Stanzel auf seinen zur Publikation eingesandten Akademie-Vortrag geschrieben hat. Es sei erwähnt, dass es Franz K. Stanzels Wunsch war, die folgenden Einwände zusammen mit dem Vortrag abzdrukken. (Red.)*

Salzburg, 8. März 2007

Lieber Herr Professor Stanzel,

bitte entschuldigen Sie die späte Antwort auf Ihr freundliches Schreiben. Es ist Semesterbeginn, für die ›Sprachkunst‹ war vor Redaktionsschluss dies und das zu lesen, und so komme ich erst jetzt dazu, Ihnen zu antworten. Wenn ich mich aber genau befrage, hat meine späte Antwort vor allem mit dem von Ihnen eingesandten Beitrag für die ›Sprachkunst‹ zu tun. Ich habe in der Woche des Semesterbeginns wenig Zeit gefunden zur genauen Lektüre und zu einer Antwort. ›Autobiographie. Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion‹ ist ein ungewöhnlicher Beitrag, gut geschrieben, lebendig, und trotzdem bin ich nicht froh darüber, dass diese Rede in der ›Sprachkunst‹ erscheinen soll.

Wenn ich die folgenden Überlegungen schreibe, so geschieht das aus der dankbaren Verehrung für Ihr literaturwissenschaftliches Werk, aber auch aus Verantwortung für die ›Sprachkunst‹ als literaturwissenschaftliches Jahrbuch. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, ohne noch mit den anderen Redaktionsmitgliedern über Ihren Beitrag gesprochen zu haben.

Ich glaube, dass ein literaturwissenschaftliches Jahrbuch, also die ›Sprachkunst‹, kein gutes Forum für eine zeitkritische Polemik ist, weil der Einspruch hier keinen institutionalisierten Platz hat. Was bei uns erscheint, hat gewissermaßen den Index, von der Redaktion mitgetragen zu werden. Aber Ihren Beitrag kann ich in der Intention und in der Form der Darstellung nicht mittragen.

Ich glaube, dass das Wort von der „Generation der Davongekommenen“ nicht geeignet ist, der angesprochenen Frage gerecht zu werden. Es setzt von vornherein eine Sicht der Dinge voraus, die einen Zug zur Verharmlosung hat. Auch das Attribut „trivial“ scheint mir bei der SS-Zugehörigkeit (auch wenn das relativiert und entschuldigt werden kann aufgrund des Alters und der familiären Vorbestimmtheit) eine Bewertung der Dinge vorzugeben, die einen Zug zum Nicht-Ernsten hat, als wäre das gar keine ernst zu nehmende Frage. Ich verstehe auch nicht das so leicht hingesezte „oder“, wenn es um das ‚Davonkommen‘ von Generationskollegen geht: dass die einen im Wehrdienst (inklusive Waffen-SS oder als Mitglieder der NSDAP) die Zeit des NS-Regimes überlebten „oder“ „als rassisch oder politisch Verfolgte“. Zu diesen doch irritierenden Gleichsetzungen gehören auch die beiden „Putschversuche“, die Erhebung der sozialistischen Arbeiter im Februar 1934 und der NS-Putsch mit der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß. Muss man nicht, unabhängig von jeder Parteilichkeit in dieser Frage, den ersteren zugute halten, dass sie auch auf die Ausschaltung des Parlaments und das undemokratische Verbot der politischen Tätigkeit der organisierten Arbeiterbewegung reagiert haben? Und hat nicht die Brutalität, mit der dieser Aufstand niedergeschlagen wurde, bereits Formen der NS-Gewaltausübung vorweggenommen? Jedenfalls haben das nicht nur Zeitzeugen wie Jean Améry so gesehen.

Ich finde vor allem die polemische Darstellung von Robert Menasse in Ihrer Rede diskreditierend, und sie passt nicht in ein literaturwissenschaftliches Akademie-Jahrbuch. Günter Grass als Vorbild für Robert Menasse zu sehen, ist unhaltbar und falsch. Man könnte Menasse doch immerhin zugestehen, dass er als potentielles Opfer der Nazis spricht. Hätte er bereits in der Hitler-Zeit gelebt, wäre er von seinen mehr oder weniger „trivialen“ Zeitgenossen umgebracht worden.

Noch etwas fällt mir auf: Sie sprechen von der „Jahrgangskohorte“ der „Davongekommenen“, verlangen, als selber dieser Generation Zugehöriger von den Jüngeren „Empathie und Nachsicht mit dem Verhalten des Normalbürgers in einer totalitären Diktatur“, „ein einfühlsames Verständnis des Lebens unter dem NS-Regime“ (wo war in den fünfziger und sechziger Jahren die Nachsicht mit den Opfern der NS-Vernichtungsmaschinerie?), und Sie lassen dabei mögliche, von Ihnen als nur möglich gesehene Lebensläufe der „Octogenarier“ Revue passieren. Wäre es da nicht auch notwendig und wünschenswert, sich selber ins Spiel zu bringen mit der eigenen Lebensgeschichte? Ist dieser Wunsch vermessen, vom schreibenden Ich mehr wissen zu wollen, wenn es über die eigene Generation spricht und „Empathie“ für sie eingemahnt wird? Was ist denn überhaupt das Verhalten des „Normalbürgers in einer totalitären Diktatur“? Waren nicht gerade die so genannten „Normalbürger“ in der totalitären Diktatur zu ziemlich entsetzlichen Taten fähig?

Was ich auch nicht verstehe, ist, bei der großen Nachsicht und Einfühlung in die Lebensgeschichte der jugendlichen Mitläufer und Mittäter der NS-Zeit, dass Ihre Empörung vor allem den späteren ‚moralischen‘ Impulsen bei Vertretern dieser Generation gilt. Warum aber dann die Diskreditierung dieser Haltung bei Menasse, dem doch die Verdrängung der eigenen Geschichte nicht zum Vorwurf seines Moralisierens gemacht werden kann. Der boshafte Vorwurf gegen Robert Menasse – „Österreichs publizistische Bonsai-Moralkeule“ – wird nicht besser, wenn er ein Zitat von G. Burkert Dottolo ist.

Ich kann Ihnen also nur meinen Widerspruch zu Ihrer Rede mitteilen. Die ›Sprachkunst ist als Jahrbuch für eine sich exponierende Rede kein geeigneter Publikationsort, auch weil der Widerspruch erst sehr lange danach folgen könnte.

Ich bitte Sie um Verständnis, aber ich kann den Widerspruch in den angesprochenen Fragen, noch dazu bei einem so geschätzten Literaturwissenschaftler, dem ich so viel für die angesprochenen Fragen des Erzählens und des Ich in der Erzählung verdanke, nicht für mich behalten.

Mein Wunsch, vielmehr meine Bitte an Sie: Ob Sie nicht die Rede zurückziehen könnten? Ein „Jahrbuch“ ist kein günstiges Medium für eine Diskussion, die meines Erachtens dazu erforderlich wäre.

Mit herzlichen Grüßen  
Hans Höll er

### Entgegnung

In Erwartung einer Diskussion über die von einem Mitherausgeber erhobenen Einwände gegen einzelne Aussagen in dem vorliegenden Beitrag verzichtet sein Verfasser auf eine Erwiderung.

Franz K. Stanzel (Graz)